

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 92 (1998)
Heft: 7-8

Rubrik: Kolumne : Dene, was guet geit

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dene, wos guet geit

Eine Headline hat mich neugierig gemacht: «9 Milliarden Bonus für die Bankmanager» lautete die Schlagzeile, die mich dann auch wirklich erschlagen hat. Das gute Börsenjahr 1997 hat den Bankmanagern einen unerhörten Geldsegen eingebracht. Die CS verteilte an das oberste Kader allein Boni in der Höhe von 3,2 Milliarden Franken, alle drei Grossbanken zusammen haben ihre Kaderleute mit 9 Milliarden Franken «entschädigt».

Belohnung von Eigeninteressen

Das Phänomen lässt sich wie folgt erklären: Topmanager X erhielt für seine Leistungen während des Jahres 1996 nebst Boni und Mitarbeiteraktien auch noch 20 000 *Gratisoptionen* auf CS-Aktien zu einem Kurs von 160 Franken (Börsenkurs April 1997). Diese Optionen berechtigen den Topmanager, zu einem genau bestimmten Zeitpunkt, beispielsweise in vier Jahren, diese 20 000 CS-Aktion einzulösen. Je besser nun der Manager selbst arbeitet, je effektiver die CS tätig ist und je mehr ihr Prestige bei den Anlegerinnen und Anlegern wächst, desto höher wird auch der Aktienwert und damit der Wert der 20 000 versprochenen Aktien des Topmanagers.

Bereits ein Jahr später ist diese Rechnung für den Topmanager aufgegangen: Er kann für sich einen *Buchgewinn* von 3,4 Millionen Franken verzeichnen, nämlich die Differenz des Bezugspreises von 160 Franken zum heutigen Börsenkurs von 330 Franken, also 20 000mal die 170 Franken. Eine Win-Win-Situation: Der Topmanager verdient an den Aktien und die CS-Holding an den gesteigerten Leistungen des Managers und der Aktionär an den höheren Einschätzungen der Aktien an der Börse. (Alle Zahlen sind dem CASH vom 22. Mai 1998 entnommen.)

Eine gewaltige Demonstration der Ei-

geninteressen zeigen auch die Grossverdiener unter den *Spezialärzten*, die eine neue Standesorganisation FMS gegründet haben, um gezielt ihre Privilegien und hohen Löhne zu retten. Mitten in der Rezession haben die Spitzenmediziner Jahr für Jahr mehr abkassiert: 1992 verdiente ein Urologe im Durchschnitt 381 000 Franken, ein Jahr später bereits 394 261 Franken. Die Chirurgen steigerten die Honorare innert Jahresfrist um satte sechs Prozent. Durchschnittlich verdient ein Facharzt 214 100 Franken, wobei die Kinder-Psychiater auf 95 000 Franken und die Urologen auf 394 261 Franken kommen. Die Zahlen des Durchschnittseinkommens erfassen gleichzeitig erfahrene und neueinsteigende Ärzte, und dies bedeutet, dass für jeden Arzt, der «nur» 100 000 Franken im Jahr verdient, ein anderer 700 000 Franken verdienen muss. «Das Durchschnittseinkommen von 400 000 Franken ist nur virtuell», sagt Walter Greter, Präsident der Zürcher Ärztesgesellschaft, «gemessen an der Lebensarbeitszeit ist der Betrag viel tiefer.» (Alle Zahlen und Zitate stammen aus der Sonntags-Zeitung vom 24. Mai 1998.)

Teuerung als Existenzrisiko

Zur gleichen Zeit und im gleichen Land stagniert der *Reallohn der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer* praktisch seit 1990. Und über 60 Prozent aller vollzeiterwerbenden Frauen verdienen weniger als 50 000 Franken im Jahr. Auch wenn das Einkommen der Beschäftigten mit der durchschnittlichen Teuerung bis 1997 mithalten konnte, muss die vierköpfige Familie Müller bei einem aktuellen Einkommen von 4500 Franken ihr Budget enger rechnen: Vor sieben Jahren blieben am Ende des Monats (bei einem Lohn von 4000 Franken) noch 140 Franken übrig, 1997 ging die Rechnung spitz auf, ohne dass ein Franken

übrig geblieben wäre. Nichts Unvorhergesehenes darf dazwischenkommen, also keine Erhöhung des Mietzinses oder der Krankenkasse. In der Stadt Zürich ist inzwischen jeder sechste neue Sozialhilfeempfänger ein *working poor*. Der Anteil dieser arbeitenden Armen an den deutlich über 10 000 Sozialhilfeempfängern in der Stadt Zürich ist zwischen 1993 und 1995 von 5,5 auf 8,1 Prozent gestiegen. Immer häufiger muss die Stadt sogenannte Billigjobs subventionieren. (Zahlen aus CASH vom 22. Mai 1998).

Wortergreifungen

Was aktuell geschieht, ist mit anderen Worten eine *Umverteilung von unten nach oben*: Die Reichen bereichern sich schamlos auf Kosten der Armen. Eigeninteressen werden um jeden Preis gegen das Gemeinwohl durchgesetzt. Zu dieser Umverteilung kommt mir ein Stichwort der Ökonomin und Mexiko-Spezialistin Anne Hufschmid in den Sinn, nämlich «*low intensity revolution*». Mit «*low intensity revolution*» bezeichnet sie den Aufstand der indianischen Bevölkerungsteile aus dem mexikanischen Chiapas. Charakteristikum dieses Aufstandes ist die Wortergreifung: Gehört-Werden und Reden-Können wird zur zapatistischen Praxis, die eine Veränderung der gesellschaftlichen und ökonomischen Situation herbeiführen soll. Nicht die Waffen- oder gar die Machtergreifung ist Ziel der Revolution, vielmehr die Wortergreifung. Und wer von sich und seiner Situation sprechen kann, wer gehört wird in der Gesellschaft, der oder die wird zu einem Subjekt mit Würde und Anerkennung. Wortergreifung ist der erste Schritt, um aus der verelendenden Situation von Arbeitslosigkeit, Unterernährung, Kinderarbeit, Bildungsmisere etc. ausbrechen zu können.

Wer das Wort ergreift, hat eine *Lebensgeschichte* zu erzählen. Oftmals erwarten diese Geschichten und Wortergreifungen auch eine Antwort von jenen, die diese Geschichten «mitschreiben» und durch ihre Politik mitprägen. Weshalb darf mein Kind nicht in die Schule? Wie kommt es,

dass meine tägliche Arbeit nicht für das tägliche Brot meiner Familie ausreicht? Wie bezahle ich noch die Krankenkasse? Die Wortergreifung, die auch ein Handeln, eine Aktion darstellt, fordert also eine Antwort, eine Reaktion heraus. In dieser Interaktion verzahnen sich die Geschichten. So schreibt sich die Lohngeschichte eines Chirurgen in der alltäglichen Budgetierung der Familie Müller weiter.

Scheinbar interessant für die Öffentlichkeit (und somit medientauglich) ist nur die Geschichte (und der Lohn) des Mediziners. Der Soziologe *Pierre Bourdieu* hat sich für die Geschichten der Familie Müller bzw. Vincent interessiert, indem er sie zu Worte kommen liess. Im Vorwort zu seinen Interviews, versammelt im Buch «Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft», schreibt er, er habe die Hoffnung, mit den vorliegenden Interviews zwei Effekte zu erzielen: «Zum einen sichtbar zu machen, dass die sogenannten «schwierigen Orte» (wie gegenwärtig die Stadt oder die Schule) zunächst einmal schwierig zu beschreiben und zu verstehen sind und dass die vereinfachten, eindimensionalen (zumal von der Presse vermittelten) Bilder ersetzt werden müssen durch eine komplexe, mehrdimensionale Vorstellung, die auf der Äusserung derselben Realitäten in unterschiedlichen, manchmal unvereinbaren Diskursen gründet; zum anderen – nach der Art von Romanciers wie Faulkner, Joyce und Virginia Woolf – den einen, zentralen, beherrschenden, kurz: gleichsam göttlichen Standpunkt, den der Beobachter und sein Leser ... so gern einnehmen, zugunsten der Pluralität der Perspektiven aufzugeben.» Erst diese Pluralität ermöglicht es, zu verstehen und zu verändern. Eine «*low intensity revolution*» von unten nach oben.

Diese hartnäckige Wortergreifung der Betroffenen hat bereits Mani Matter 1972 vertont:

dene wos guet geit / giengs besser /
giengs dene besser / wos weniger gut geit
was aber nid geit / ohne dass's dene /
weniger guet geit / wos guet geit

Lisa Schmuckli